Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 49

Artikel: Vertrieben [Schluss]

Autor: Siebel, Johanna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646495

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49
XX. Jahrgang
1930

Bern,
6. Dezember
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Nachtgefühl.

Von Friedrich Hebbel.

Wenn ich mich abends entkleide,
Gemachsam, Stück für Stück,
So tragen die müden Gedanken
Mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,
Da zog die Mutter mich aus;
Sie legte mich still in die Wiege,
Die Winde brausten ums Haus.

Ich denke der letzten Stunde,
Da werden's die Nachbarn tun;
Sie senken mich still in die Erde,
Dann werde ich lange ruhn.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,
Wie träume ich oftmals das:
Es wäre eins von beiden,
Nur wüßte ich selber nicht, was.

Vertrieben.

Erzählung von Johanna Siebel. 4

Der kleine Junge duckte sein Köpfchen an Annas Hand. Verlangend sah Anna auf ihn nieder und hob ihn alsdann auf den Arm. Sie trat zu mir hin, eine ergreifende Freude überschimmerte ihr armes Gesicht: „Ist er nicht lieb? Sag auch „Grüetzi", Bubi! Gib auch schön 's Handli!"

Der Kleine legte verschämt das rosige Gesichtchen mit den lichthellen Haaren an die Wange seiner Mutter, dann reichte er mir schüchtern das runde weiche Händchen.

„Gelt, er ist ein Lieber, mein Bubi?" sagte Anna und nickte mir und dem Kinde mit heißen Augen zu.

„Vielleicht!" sagte der Mann und würgte hart an den folgenden Worten, „vielleicht — Bubi, bitt du die Mutter — vielleicht —"

Anna setzte den Knaben nieder; sie schattete die Augen: „Nein!" wimmerte sie, „nein, sag nichts! Um Gottes Barmherzigkeit willen, sag nichts! Ach! Ich habe es endlich gut hier, ich brauche endlich nicht mehr zu zittern bei Tag und bei Nacht. Und ob ich auch zugrunde gehe vor Sehnsucht nach dem Kinde, zu dir komme ich nicht zurück! Nie, nie!"

Rauh und gurgelnd stießen sich die letzten Worte vor.

Des Mannes Atem keuchte: „Ich will dir alles Geld geben, Anna, du kannst es dir selbst beim Meister holen; ich will nichts mehr in Händen halten. Ich will das liederliche Leben aufgeben, Anna, in jeder Beziehung. Bei Gott, diemal stehe ich zu meinen Worten. In diesen Wochen habe ich erfahren, daß du mir die liebste bist, Anna, daß wir zusammengehören! Ich will auch ins Blaue Kreuz eintreten! Ich will keinen Wein und kleinen Schnaps mehr anrühren! Anna, wir gehen zugrunde, wenn du nicht mitkommst!"

Zitternd wandte sich der Mann an mich: „Madame!" bettelte er, „sagen Sie ihr ein Wort! Um der Kinder willen reden Sie zu ihr! Sie sind doch auch eine Mutter!"

„Anna muß selber wissen, was sie zu tun hat, Herr Wirz; Frauen wie sie müssen viel gelitten haben, ehe sie so hart werden gegen sich und andere." —

Anna strich mit flachen Händen die Haare nach hinten, immer wieder, immer wieder. Ach! man sah ihr an, daß ihr Leib und Seele auf der Folter lagen.

Endlich sagte sie tonlos: „Wir wollen zum Friedensrichter gehen!"

Schweigsam machten wir uns fertig.

Einige Minuten später saßen wir in der Straßenbahn.

Der Mann mit dem kleinen Jungen in der einen Ecke, Anna und ich ihm gegenüber. Anna wagte den Jungen nicht anzusehen.

Der Mann ließ kein Auge von seiner Frau; immer weicher und beschwörender wurden seine Blicke. Anna schien ihre dringlich flehende Macht auch unter den gesenkten Lidern zu fühlen; zuweilen flog ein Zittern über sie hin. — Wir näherten uns dem Ziele.

Annas Atem ging schwer.

Der Mann beugte sich über den kleinen Jungen und flüsterte ihm etwas zu. Wieder und immer wieder.

Das Kind nickte.

Dann nahm der Mann den Knaben in die Arme und stellte ihn vor Anna: „Nun sag's der Mama, Bubi, nun sag's ihr!"

Das Kind streckte seine Aermchen zu Anna empor: „Bitte, liebe Mama, mit nach Hause kommen!"

Tränen entstürzten Annas Augen. Ach! sie hätte ein Herz von Stein und nicht ihr weiches, vielgemartertes Herz haben müssen, wenn sie jetzt noch hätte widerstehen können!

Leidenschaftlich zog sie den Knaben an sich: „Ja doch, Bubi! Ja doch!"

Dann schaute sie mit ihren großen Augen unsicher nach mir; ein fernes, fernes Glück schimmerte in den traurigen Blicken: „Werden Sie es mir auch verzeihen können, Frau Doktor? Werden Sie mich nicht für eine ganz schwache, charakterlose Person halten?"

Ich steichelte ihr leise die Hände. Ach! Wer ist eine Frau und ist selber in Kämpfen gestanden, der Anna Wirz der Schwachheit zeihen möchte? Wer ist eine Mutter und hat selber am Kelche der bittersten Bitterkeiten getrunken, der die Schwäche von Anna Wirz nicht ihre Stärke nennen möchte?

Der schlanke blonde Mann atmete in tiefer Erlösung auf: „Gott sei Dank, Anna!" sagte er; und dann noch einmal: „Gott sei Dank, so war mir Gott helfe, dies will ich dir nie vergessen!"

Wir sind nicht zum Friedensrichter gegangen.

Am Nachmittag desselben Tages schon fuhren die drei in ihre Heimat zurück!"

Klara schwieg. Sinnend schaute sie in die Ferne. Langsam, riesengroß, blühte der Mond über dem Gebirge empor und silberte in breitem Strome über den See, der leise, leise rauschte.

Als sei kein Leid und kein Weh auf ihr, so schön und anbetungswürdig herrlich war die Welt.

Oben vom Hügelland aber grüßten mit milder Mahnung die Zypressen des Friedhofes von Clarens. — —

Ich war seit einigen Tagen von der Reise zurück, die mich die letzten Wochen von der Stadt ferngehalten.

Meine Absicht war, nach Erledigung der dringendsten Arbeiten Anna Wirz aufzusuchen. Ich bin nicht dazu gekommen, diese Absicht auszuführen.

An einem Morgen führte das Dienstmädchen einen jungen, schlanken Mann in einfachem Arbeiteranzug in mein Zimmer. Er blickte mich aus wilden Augen verstört an: „Ich bin der Schreiner Karl Wirz und möchte fragen, ob meine Frau bei Ihnen gewesen, oder ob Sie sonst etwas über sie gehört haben. Seit einigen Tagen ist sie verschwunden!"

Der Mann rückte an seinem Kragen, als sei es ihm zu eng am Halse. Dann fingerte er unruhvoll an seiner Mütze.

Ich hatte nichts von Anna Wirz gehört oder gesehen.

„Hatten Sie denn auch keine Nachrichten von Madame Müller?"

„Nein, gar keine!"

Das Mannes Augen bohrten sich in meine.

„Dann ist ein Unglück geschehen!" würgte er dumpf hervor.

Hastig, in abgebrochenen Worten erzählte er alsdann, wie in den ersten Wochen nach Annas Rückkehr alles so ordentlich gewesen, kein Tropfen Wein sei über seine Lippen gekommen, und Anna habe es ersichtlich gutgetan wieder daheim. Wie er dies sagte, stieg ihm ein Schluchzen in die Stimme. Er stierte zu Boden und fuhr fort: „Ja, und Sie mögen mich einen Hallunken nennen, und einen elenden Feigling, aber — ich habe es doch nicht halten können, was ich ihr versprochen.

Plötzlich, vergangenen Samstag, da packte mich wieder der Teufel. Ich wollte nur einen Schluck trinken, Fräulein, wahrhaftig bei Gott! Ich wollte mir einmal selber zeigen, daß ich mich in der Gewalt hätte, auch mit einem Tropfen Alkohol im Leibe. Und da waren die Kameraden, Fräulein, die forderten mich auf, und sie reizten mich dazu mit ihren höhnischen Worten, und als wir einmal zusammen waren, animierten sie immer mehr, und es war ein unbändiges Lachen in der Runde!

Ich weiß nicht, was ich getan habe, als ich nach Hause kam. Ich war von Sinnen! Ich weiß nicht, habe ich sie am Arme gerüttelt und an die Wand gedrückt. Vielleicht habe ich ihre Haare um meine Fäuste gewickelt und sie so über den Boden gezerrt. Ich weiß nichts. Ich war betrunken. Ich weiß nur, daß die Kinder mit einem Male jämmerlich schrien, und daß Anna an der Schläfe blutete. Wenn der Teufel in uns ist, sind wir keine Menschen mehr. Und die Frau hat mich anfänglich zornig gemacht mit ihrem Wesen und mit ihren Worten. Sie hätte nicht sofort klagen und weinen sollen. Das bringt mich außer mir, das macht mich rasend. Sie kennt mich doch nun einmal.

Als ich wieder nüchtern war, bestand sie darauf, daß die Kinder nun fort müßten. Und da war eine so starre unheimliche Festigkeit in ihr, daß ich mich nicht widersetzen konnte. So hat sie es durchgeführt und die Armenpflege ist ihr in allem zu Willen gewesen.

Ich wollte dann, daß sie wenigstens bei mir bliebe, ich wollte mich ja zusammennehmen, ich wollte es mir aufzwingen, daß sie wieder Vertrauen hätte; sie sollte es gut haben; die Augen sollten ihr nicht so tief und verzweifelt in den Höhlen liegen.

Und nun ist sie plötzlich verschwunden. Am Abend, bevor sie fortging, hat sie mich noch auf dem Bauplatz abgeholt. Es war so etwas Stilles an ihr; sie erzählte, daß sie bei den Kindern gewesen, bei allen dreien, und daß sie gut aufgehoben, und wie ihr das eine Beruhigung und eine Erlösung sei. Sie sagte dies alles so merkwürdig bedacht, und verschlang dabei so schmerzlich die Hände, und auf ihrer Stirne stand die Falte, die sie hatte, wenn sie über etwas Schweres nachdenken mußte.

Dann gab sie sich einen kleinen Ruck und reichte mir auch noch die Hand, was sie seit jenem letzten Unglücksabend nicht mehr getan. Und nun wollte sie zu ihrer Bekannten gehen, sagte sie, die warte schon seit mehreren Tagen, ach, die warte schon lange auf sie.

Ob wir nicht ein Gläschen miteinander trinken wollten, schlug ich vor; wenn die Bekannte schon so lange gewartet, käme es wohl nicht auf ein halbes Stündchen an. Der Abend sei so sommerlich, und jetzt, wo wir der Kinder ledig seien, hätten wir es ja wieder wie die jungen Braut-

leute. Ich traktiere ihr gerne ein Gläschen, nun könnten wir uns wirklich einmal wieder einen guten Tag antun und uns wirklich einmal wieder ein bißchen lustig machen wie früher.

Da sah sie mich ganz besonders an, und meinte leise, zwischen jener Zeit und dieser läge doch recht viel, was sich nicht einfach mit Worten hinwegstreichen lasse. Aber wenn ich denn so daran hielte, wolle sie heute abend doch ein Gläschen mit mir trinken. Jetzt sei im Grunde alles gleich, und sie fröre auch ein bißchen, und man sage ja, daß einem der Wein Mut mache.

So setzten wir uns in die Laube. Nachdem sie in kleinen bedächtigen Schlückchen ihr Gläschen ausgetrunken, stand sie auf. Nun müsse sie gehen. Es sei an der Zeit, sonst träfe sie die Freundin nicht mehr zu Hause.

Ob es denn so überaus wichtig sei, fragte ich.

Sie nickte; ja, es sei überaus wicht. Ob sie es mir denn nicht sagen könne? Nein, mir könne sie es nicht sagen, mir sicher nicht, ich sei der Letzte dazu. Ich wollte heute keinen Streit anfangen und ließ sie.

Sie sah so schmächtig und jung aus, Fräulein, als sie durch die Abendsonne dem See zuschritt. Es war so — wie soll ich sagen — so etwas Verlassenes und Einsames über ihr — so — vertrieben — sah sie aus. Ich hätte sie gerne zurückgerufen. Ich getraute mich nicht.

Und seither habe ich sie nicht wieder gesehen.

Ich habe überall nach ihr gefragt. Bei der Freundin ist sie gar nicht gewesen. Und immer sehe ich sie nun vor mir, wie sie zum Wasser schreitet." —

Der Mann griff sich mit krampfhaft gespreizten Fingern an die Stirne.

„Ich weiß, daß ich schlecht an ihr gehandelt habe, wie ein Schuft. Ich habe sie getreten und ihr Vertrauen mißbraucht, hundertmal. Ich bin mit der Faust auf sie niedergefahren. Aber ich bin ihr doch gut gewesen bei alledem. Und das dürfte sie mir nicht antun, dies letzte, Entsetzliche dürfte sie mir nicht antun. Und wenn sie nicht mehr an mich dachte, um der Kinder willen, das durfte sie nicht tun!" —

Der Mann schlug die Hände vor sein Gesicht. —

Er stöhnte.

Dann ging er.

Einige Tage später las ich in der Zeitung, daß man die Leiche von Anna Wirz im See gefunden. Und auch ich sah sie zum Wasser gehen, jung und schmächtig, ratlos und einsam, die Dornenkrone des Frauentums auf die blassen, eingedrückten Schläfen gepreßt.

Ich und wir alle waren ihrer dunklen, erbarmungswürdigen Not schlechte und unzuverlässige Berater und Helfer gewesen.

— Ende. —

Der Samichlaus.

Der erste Schnee ist gefallen, die Nacht bricht früh herein. Die Kälte legt sich wie ein steifer Gürtel um die Landschaft. Die Tritte auf der Straße klingen leis und rasch, das Schellengeklingel des Milchfuhrwerkes ist nicht mehr lustig und zutraulich, wie sonst, sondern hastig und abgebrochen, — das Rößlein will heim dem warmen Stalle zu, das merkt man. In der Landschaft hat das Schneekleid alles, was hart und kantig ist, ausgemerzt, — weich liegt sie da, die Häuser nur so hineingebettet und weich streckt sie sich hinüber zum Walde hin, der wie ein Märchen von verzuckerten Tannen und kahlen Laubbäumen daraus aufsteigt. — Das ist Samichlausenstimmung. Die Kinder, die schon lange in fiebriger Erwartung vom Samichlausen gesprochen haben, schauen hinüber zu dem Zauberwalde, von woher der Gewaltige mit seinem Sacke und seiner Rute kommen muß. Sie drücken ihre Gesichtlein an die Fensterscheiben und lauschen gespannt auf jedes Geräusch von der Türe her. Und jedesmal, wenn's läutet, zucken sie zusammen: „Da ist er!"

Längst haben sie auch ihre Sprüchlein bereit, die den Gestrengen milde stimmen sollen: „Samichlaus i bitte di..." Und während die Kleinen in Furcht und Zittern dem großen Ereignis entgegensehen, im tiefsten Herzen hoffend, der Samichlaus möchte ihre kleinen und großen Untaten nicht wissen und der grausame Sack möchte sich nicht auftun, um sie hineinzuschlucken, — prahlt wohl der größere: „Der soll es probieren, ich geh nicht mit. Ich sage ihm nicht alles, nur gerade, was ich will. Ueberhaupt, in der Schule haben sie gesagt, das mit dem Sack sei gar nicht wahr, er wolle uns nur zu fürchten machen. Nein, nein, das dürfte er gar nicht, uns mitnehmen, da würde die Mutter auch noch etwas sagen." —

Aber das kleine, sanfte Elseli weiß, daß er einmal einen ganz bösen Buben mitgenommen hat, der alle Tierchen geplagt hatte und darum nun im Walde in einem einsamen Hüttchen leben müsse, wo nur die Hasen und Füchse, die Raben und Eulen hinkamen. Und da sollte er nun bleiben, bis er die Tierchen liebgewinne und nicht mehr plage.

Währenddem die Kinder noch so sprechen, poltert es auf der Treppe und klopft mit hartem Stock an die Türe. Die Mutter wischt sich die Hände an der Schürze ab, klein Ruedeli und Elseli verkriechen sich hinter dem Schrank und Ofen und da kommt's auch schon hereingetappt mit schweren Schuhen und aufschlagendem Stock. Ein langer weißer Bart reicht fast zu den Knien hinab, eine Kapuze verdeckt Stirn, Hals und Nacken und auf dem dunklen Mantel vergehen langsam die Schneeflocken und tropfen zu Boden.

Und die Mutter beeilt sich, den Chlaus freundlich zu begrüßen und ihm einen Stuhl anzubieten. Aber der will nicht sitzen, sondern nimmt ohne weiteres den Prahlhans von vorhin vor, hält ihn am Arme fest: „Gelt, du meinst, ich mache nur Spaß da mit meinem Sack! Aber los Buebli, wenn ich noch einmal vernehme, daß du auf der Straße die kleinen Meiteli plagst und ihnen Schneeballen nachwirfst, dann wanderst du hinein, das kann ich dir versichern. Im übrigen, was hat er noch auf dem Kerbholz, Mutter?" Hans wirft einen flehentlichen Blick auf sein Mütterlein und das weiß nun außer allerlei Unarten auch ganz schöne Dinge von ihrem Großen zu erzählen, daß der Chlaus sichtlich milder gestimmt wird. „Aber wo sind die andern?" — Mütterlein hat sie schon hervorgeholt, Ruedeli weint und sträubt sich; das Verslein, das er einstudiert hat, kommt schließlich unter Stocken und Weinen doch noch zurecht und der Samichlaus rühmt mit breitem Lachen den kleinen Helden. Elsi faßt sich ein Herz und schiebt zutraulich sein Händchen in die große schwielige Tatze des Waldmenschen. Und nun ist er ganz beschäftigt, hebt seinen Sack von den Schultern und leert den Inhalt aus, Nüsse, Schokolade, ein kleines Negerbäbi, das er direkt in Afrika geholt haben will, niedliche, holzgeschnitzte Tierchen und anderes mehr. Es ist ein Jubel unter den Kindern beim Zusammenlesen der Herrlichkeiten. Nur klein Elseli bemerkt etwas ernüchtert: „Mir hei ja sälber Nüß" und denkt dabei an das Nußsäcklein in Mutters Schrank, das die Nußspende des Chlaus eigentlich überflüssig gemacht und dafür noch etwas anderes gestattet hätte.

Doch der Jubel bleibt unter den Kindern und sie rufen dem scheidenden Klaus ein Wiedersehen nach. Der